

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Montag, 4. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Heute war ein günstiger Tag! Das Ungeziefer plagte das Wild noch mehr als die Menschen. Es trieb es hoch, hierhin, dorthin, ließ es nicht vorsichtig sein. Allerdings hatte der Mensch unter Schwüle, Fliegen und Stechmücken auch ganz arg zu leiden.

Der Ehrgeiz packte Luz Helmboldt. Er wollte den Kapitalen strecken. Hatte er heute Weidmannsheil, sollte es eine gute Vorbedeutung sein, daß auch seiner Liebe Weidmannsheil beschieden wäre. Ein Lächeln glitt um seinen Mund. Fest überzeugt war er, daß Theres Höllein ihm keinen Korb gab. Aber überstürzen sollten sich die Ereignisse auch nicht. Dieses Hangen und Bangen hatte einen so eigenartigen süßen Reiz! Und dann, die Bedenken wurde er doch nicht los, griff er zu scharf an, bat die Baroness womöglich, sie jetzt noch nicht zu einem festen Entschluß zu zwingen. Er konnte dann in eine schwierige Lage kommen, es ging nicht mehr an, daß er abend für abend auf dem Schlosse verbrachte. Gut Ding wollte Weile haben!

Gegen den Wind pirschte er im hochstämmigen Buchenwalde. Den Hund hatte er zu Hause gelassen. Die feuchtschwüle Luft verhinderte die Schweifabsonderung. Hinter einer Felsenklippe tat er sich nieder. Trank einen Schluck kalten Tee, nahm einen Grashalm in den Mund, war ärgerlich. Alle Augenblicke sprang der Wind um, näher kam bald ein Gewitter, Weidmannsheil würde er dann nicht haben, konnte zufrieden sein, wenn er den Feisthirsch überhaupt zu sehen bekam. Fast fielen ihm die Augen zu. Das Fischen war er nicht gewohnt. Der Rittmeister hatte eine durstige Kehle. Und was für ein bärbeißiges Gesicht er machen konnte. Dann sah er so herrlich in die Welt, daß einem Mädel angst und bange vor ihm werden konnte. . . . War der Gräfin Merun einmal angst und bange vor ihm gewesen? . . . Gewesen? . . . Ihm schien, sie war es heute noch! . . . Zweifellos wußte die Baroness allerlei. . . . Sein Gesicht straffte sich. Knackte da nicht ein morscher Ast? . . . Gott, war er nervös! Natürlich, der Wind hatte einen zur Erde geschleudert. Der tanzte ja förmlich um den Hang. Rechts herum, links herum, in Stöße! Und da sollte einer pirschen! . . . Ein Zucken lief durch seinen Körper. Vorsichtig richtete sich Luz Helmboldt ein wenig auf den Ellenbogen auf, spähte über die Felsenklippe mit angehaltenem Atem. Wahrhaftig, keine hundert Meter von ihm trabte der Hochgeweihte durch den Hochwald den Hang hinab. Schüttelte dabei den ganzen Körper, schnappte einmal nach dem Ungeziefer. . . . Ruhig wartete Luz Helmboldt. Ein Stück abwärts lief ein verlassener Holzabfuhrweg. Auf dem wuchsen Klee und Kräuter, die das Wild gern annahm. Der Graf Merun hatte sie einst aussähen lassen. Die Hände an beiden Ohren lauschte er. Trab — trab dann war nichts mehr zu hören. Aha, der Bursche sicherte erst, bevor er den Abfuhrweg betrat. Eine ganze Zeit noch verhielt sich Luz Helmboldt regungslos, dann prüfte er den Wind. Für den Augenblick stand er günstig. Da hieß es möglichst schnell pirschen. . . . Nun brach ihm doch der Schweiß aus allen Poren, als er geduckt neben der Fährte herschlich. Immer noch zwanzig Metern machte

er halt. Krampfhaft hielten die Hände die entfeuerte Büchse umspannt. Er spähte mit vorgeredtem Kopf durch die Stämme. Da unten lief der Weg hin, aber kein Hirsch war zu sehen. . . . Weiter gepirscht. Aha, er hatte einen Bogen geschlagen. . . . Und hier war er stehen geblieben, hatte gesichert. Erdreich mit den Läusen aufgescharrt. . . . Jetzt galt es! Zu hören war nichts. . . . Herrgott, was würde die Theres für ein Gesicht machen, wenn er den Feisthirsch vor ihre schmalen Füßchen legen konnte! . . . Und hatte er vorhin es nicht als ein Wink des Schicksals betrachtet, wenn er Weidmannsheil haben sollte? . . . Jeder Kern war jetzt aufs äußerste gespannt. Da zog sich die frische Fährte hin. . . . Wenn er dort unten unbemerkt an den Busch kommen konnte, von da aus führte mindestens hundert Meter der Weg fenzengerade aus. Wahrscheinlich stand der Hochgeweihte dort irgendwo. Da war's ein wenig feucht, saftige Kräuter wuchsen dort und der Klee stand in üppiger Fülle. . . . Heran an den Busch! Sich nicht mehr an die Fährte gehalten! . . . Stoßweise kam der Wind, gerade auf ihn zu. Herrlich war das! Auf allen Vieren kroch er zum Busch. Hob den Kopf. Sah durch das Blättergewirr! Wahrhaftig, keine dreißig Gänge von ihm stand der Zwölfender, äste sich hastig. Das Ungeziefer schwirrte um ihn. Unruhig trat er hin und her. Hieb mit den Hinterläufen aus. Jetzt zeigte er das Blatt. Bevor Luz Helmboldt aber den Kolben am Baaken hatte, stand er wieder mit den Hinterläufen ihm zugewandt. Also gewartet. Die Mündung tanzte vor seinen Augen. . . . Plötzlich warf der Hochgeweihte Kopf auf, sicherte, schnellte herum, wollte flüchtig abgehen, da zeigte er wieder das Blatt! . . . Der Schuß fuhr aus der Mündung, der Hirsch zeichnete, ging schwer weidwund flüchtig. . . . Luz Helmboldt klappte zusammen. Ruhe gelassen dem edlen Tier im Wundbett. In einem Bogen fortgelaufen. Den Förster geholt, einen Handwagen mitgenommen. Besser war's schon, vor zwei Stunden keine Nachsuche, denn er war nicht sicher, ob der Schuß nicht etwas hoch saß.

Als er zum Forsthaus kam, stand der Förster, den Federhalter in der Hand, vor der Haustür und lachte. „Ich hab' den Schuß gehört, als ich über meinen Büchern saß, und seh' es Ihnen an, Sie haben Weidmannsheil gehabt!“

„Hab' ich! Schwer weidwund der Bursche! Kann nicht weit mehr gekommen sein!“

Liebtlich klang es dem Förster nicht in den Ohren. Da irrte sich derjenige leicht, der den Schuß gelöst!

Luz Helmboldt lachte über das ungläubige Gesicht. „Blattschuß! Vielleicht ein wenig Hochblatt!“ Er erzählte erregt. „Nehmen wir einen Handwagen mit!“

Vorläufig ließen sie fünfhundert Meter vor der Schußstelle den Wagen stehen. Die Büchse geladen und entfeuert, pirschte sich Helmboldt mit dem Förster heran. Der kniete nieder. Sah den Schweiß. Streckte dem Jagdpächter die Hand hin.

„Kann nicht weit gekommen sein!“

Zweihundert Meter tiefer, in einer Nistenschonung,

landen sie den Zwölfender verendet. Der Förster brach ihn auf. Luz Helmboldt holte den Handwagen. Als er zurückkam, verschleuderte der Grünrod mit einem Buchenweig die Fliegen, die in dichten Schwärmen um den Hirsch summten.

„Herrlich das Geweih! Die starken Rosen und die weite Auslage der Stangen!“

Luz Helmboldt steckte lachend dem Förster einen Zwanzigmarkschein in die Tasche.

„Nein, keinen Dank! Sie haben mit dem Kapitalen manche Arbeit gehabt! Und gelegentlich begießen wir den Erfolg aber tüchtig!“

Und dann stand Luz Helmboldt ganz vertattert da. Das Telegramm! Hätte er es so eilig wegzugan müssen? Nun mußte er abreißen. Was sollte sonst der Postagent denken! . . . Am liebsten hätte er sich mit der Faust vor den Kopf geschlagen. Nun, das ließ sich nicht mehr ändern — aber in acht Tagen war er wieder hier . . . Gegen die Mutter einmal gehörig aufzutrompsen, hatte er wohl Anlaß. Sie mußte sich endlich daran gewöhnen, daß er seine eigenen Wege ging. Und ihr vor allem deutlich zu machen, daß er über seine Zukunft allein entschied!

Es war schon spät geworden, als Helmboldt und der Förster den Handwagen die Auffahrt des Schlosses hinaufzogen. Die Theres Hölftin kam ihnen entgegen.

„Jessas, was haben S' da?“

„Den Zwölfender, den Feisthirsch, Baronesse! Damit die Damen den Prachtstier bewundern können, haben wir ihn hergebracht!“

Der Förster sagte:

„Tadellos! Blattschuß! Ein Wunder, daß er nicht im Feuer zusammengebrochen ist!“

„Ach, das arme Tier! . . . Da haben S' aber Weidmannsheil gehabt!“ Ein Blick flog Luz Helmboldt zu, der den die Brust herausdrücken ließ. „Ich hab' schon denkt: Wo bleibt er denn? Es wird ihm doch nichts passiert sein?“

In Sorge war die Baronesse um ihn! Und der Blick vorhin, der ließ doch Schlußfolgerungen zu! Die Jagdtrophäe schien keinen sonderlichen Eindruck zu machen. Also ihr Herzchen weiter erschüttert.

„Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden! Morgen früh fahre ich nach Berlin zurück — unausschiebbare Geschäfte!“

„O, wie schade!“

Mehr sagte sie nicht. Er war einigermaßen enttäuscht. Schob aber die recht kühle Antwort auf die Anwesenheit des Försters.

„Wenn ich in dem Anzug der Frau Gräfin lebwohl sagen darf?“

„Deshalb bin ich ja hier heraußen! Um Ihnen zu sagen, daß meine Kusine unmöglich heute Besuch empfangen kann, sie hat ganz schreckliche Migrän!“

„Dann bitte um meine Empfehlungen!“

„Dank schon! Und S' kommen wirklich bald wieder?“

Die Frage klang Luz Helmboldt lieblich in den Ohren. Ihm war, als schwinde Besorgnis durch ihre Worte . . . Und nun einen Blick gewagt. Der Förster band den Hirsch am Handwagen fest. Tat er's nur, um nicht zu stören?

„Baronesse, ich gehöre selbstverständlich zu den Menschen, die ihr Wort unbedingt halten! Aber den Tag meiner Rückkehr anzugeben, ist einem Fabrikanten nie möglich! Ich bin viel länger hier geblieben, als ich die Absicht hatte! Da haben sich die Geschäfte angehäuft, die der Erledigung harren! Aber der Feisthirsch! . . .“

Theres Hölftin nickte ihm zu, ein verschmitztes Lächeln um den Mund. Gab ihm die Hand.

„Ich versteh' Sie schon! Glückliche Reif! Gute Geschäfte! Und auf frohes Wiedersehen!“

Im Dorfwirtshaus begoß Luz Helmboldt mit dem Förster sein Weidmannsheil. Bat ihn dann, den Hund zu sich zu nehmen, bis er wiederkomme. Lange werde es keinesfalls dauern.

Davon war auch der Wirt und Postagent fest überzeugt. Zu tun während der Ernte gab es für ihn

nicht viel. Er hatte schon den ganzen Tag erwogen, ob er es wagen sollte, dem Herrn Rittmeister Niedenstein, wenn er das nächste Mal kam, Andeutungen zu machen, die nicht mißzuverstehen waren. Aus dem Gespräch gestern Abend glaubte er doch allerlei herausgehört zu haben. Zum mindesten war es sehr leicht möglich, daß die lange Rederei über die Jagdfolge doch nur ein Mittel gewesen war zu einem ganz bestimmten Zweck. Da aber stand er vor einem Rätsel. Wenn der Meggelbronner etwas von den Damen wollte, war's doch das Gegebene, er fuhr vor und machte seinen Besuch! . . . Zweifellos war der Rittmeister ein Lebemann! Wollte er lieber — ohne jedwede Bindung — auf Liebespfaden pirschen? Die Baronesse Hölftin war fröhlich veranlagt, hatte in manchem wohl auch eine andere Lebensauffassung, als sie hier üblich war. Im Felde hatte sein Regiment ein paarmal neben Österreichern gelegen, bei denen ging alles viel gemüthlicher zu. Es war eben ein anderer Menschenschlag! . . . Jedenfalls wollte er die Augen aufmachen — und sich um Himmelswillen nicht zwischen zwei Stühle setzen. Sonst war's möglich, er wurde auf einen Schlag zwei Gäste los! . . .

Den Hirsch im Kraftwagen fuhr Luz Helmboldt am nächsten Morgen gegen sechs Uhr ab. Wenn nichts dazwischenkam, war er, mit einer kurzen Mittagspause, zwölf Stunden später in Berlin. Zuckte zusammen, als er an dem Walbrand vorbeischaute, an dem die Zigeuner gelegen. An die „Wahrsagung“ hatte er in der letzten Zeit gar nicht mehr gedacht.

Weinen um ein Weib? Herzkrämpfe bekommen? . . . Pah! Und doch wurde er ein peinliches Gefühl nicht los. Möglich war's immerhin, daß die Baronesse nur mit ihm spielte. Langeweile hatte sie, daraus machte sie kein Hehl. Aber anzunehmen war es nicht! Er würde sich beeilen, wieder in seine Jagdgründe zurückzukehren. Jagdgründe? Da mußte er doch lachen! . . . Aber während der ganzen Fahrt bohrten Zweifel in ihm. Er versuchte, sie zurückzudrängen, restlos wollte ihm das nicht gelingen . . .

Begreiflich war es, daß er seine Mutter nicht allzu herzlich begrüßte.

„Im Wagen unten liegt der Hirsch! Gestern nachmittag hab' ich ihn gestreckt! Das Geweih ist abgeschlagen, das locht der Förster erst ab. Da hab' ich eine wunderbare Trophäe! Mancher Weidmann gab' tausend Taler drum, um nur einen einzigen Hirsch von solchem Kaliber vor die Mündung zu bekommen! Das verstehtst du nicht — kann ich mir denken! Deine Brandbriefe in der Tasche und hinter einem Feisthirsch her, es paßt wunderbar zusammen“, höhnte er.

Frau Helmboldt hatte ihren Sohn reden lassen, ihn aber scharf beobachtet. Ein Mutterauge täuscht man nicht leicht. Ihr Luz fiel doch sonst nicht aus der Rolle. Ob er Heimlichkeiten vor ihr hatte, und das nahm sie als sicher an, ließ sich leicht feststellen. Sie sagte gelassen:

„Wenn du das nächste Mal in dein Revier fährst, werde ich dich begleiten! Man ist dort ja ganz gut aufgehoben, ich werde dich bei der Ausübung der Jagd nicht stören. Und hab' eine billige Sommerfrische!“

„Jinnowiß ist dir wohl nicht bekommen?“ höhnte er weiter. „Bist ja höchstens zehn Tage dort gewesen! Und hattest doch so angenehme Gesellschaft!“

Diese Tonart wollte sie doch nicht aufkommen lassen. Jetzt war's ihr außerdem ganz klar, dort oder in der Nähe befand sich ein weibliches Wesen, das Eindruck auf ihren Sohn gemacht hat. Ihr gutes Recht war es, sich das junge Mädchen erst einmal anzusehen, ehe die Entscheidung fiel. Zur Frau eines Fabrikanten war noch lange nicht jede geeignet. Und das einzige Kind ganz aus der Hand zu geben, dagegen würde sie sich wehren bis zum letzten Blutstropfen. Sollte sie verdammte werden, sich nicht mehr um die Geschäfte kümmern zu dürfen? — Das hielt sie einfach nicht aus . . . Jetzt nicht loder gelassen!

(Fortsetzung folgt.)

Was treiben wir in Innerasien?

Von Sven Hedin.

Sven Hedin will wieder nach Asien zurück! Der Zauber dieses unendlichen Erdteils hält den nun bald Siebzigjährigen immer noch in seinem Bann. Am 27. v. M., 19 Uhr, hielt der große Forscher — schon jeder ein Freund Deutschlands — von Stockholm aus seine Abschiedsansprache an Deutschland, die auf alle deutschen Sender übertragen wurde. Sven Hedin hat seine neue riesige Expedition — die größte, die je in Asien eingedrungen ist — in zwei Büchern beschrieben: „Auf großer Fahrt“ und „Rätsel der Gobi“, die im Verlage F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienen sind. Hier sprach er über die wichtigsten Ziele seines Unternehmens. (Die Schriftl.)

Zu meinem ursprünglichen Reiseplan, den ich jetzt ausführe, gehört als wichtiges Glied, die leere Fläche auszufüllen, die die unermesslichen Weiten Innerasiens umfaßt. Damit würde endlich die letzte Lücke in dem Netz der meteorologischen Stationen auf der nördlichen Halbkugel verschwinden, und viele rätselhafte Probleme der Klimatologie und meteorologischen Verhältnisse dieser Erdhälfte fänden ihre Lösung! Zweitens würden wir China einen Dienst von unabsehbarer Bedeutung leisten können, da ein System von Warnungen vor herannahenden Staubstürmen, die den Ackerbau Chinas schwer schädigen, in Tätigkeit treten könnte. Die ständigen Stationen, die ich in Innerasien einzurichten beabsichtige, werden, wenn mein Plan glückt und hinreichende Unterstützung durch die chinesischen Behörden findet, dieselbe Rolle zu Lande spielen, wie die von den Jesuiten in Sikkim eingeführten Sturmwarnungsstationen an der Küste. Man sieht daraus, daß die Arbeit meines Meteorologen Dr. Haude eine Revolution in der Meteorologie und Klimatologie herbeiführen wird und daß ihre Ergebnisse einen hervorragenden Platz in allen neuen einschlägigen Handbüchern finden werden. Im Grunde ist die Aufgabe Dr. Haudes und seiner Mitarbeiter von so erheblicher und umfassender Bedeutung, daß sich unsere große kostspielige Expedition auch dann als vollkommen berechtigt erweisen würde, wenn wir bei unserer Heimkehr keine anderen Erfolge aufzuweisen hätten.

Dr. Haudes Observatorium war schon an dem Tage fertig, an dem wir unsere Zelte am Hüttertugol aufschlugen. Es besteht aus einem würfelförmigen hölzernen Häuschen mit Schindeldach und Lattenwänden, durch die der Wind freien Zutritt hat, während kein Sonnenstrahl hineindringt. Das Häuschen ruht auf vier Pfählen, hoch genug, jede Beeinflussung durch Erhitzung oder Abkühlung auszuschließen. Ein paar Stufen führen hinauf, so daß man die aufgestellten Instrumente bequem ablesen kann. Das Ganze ist nach allen vier Richtungen mit starken Latten verankert, und nicht einmal die heftigsten Stürme haben das Observatorium zu erschüttern vermocht. Im Freien befinden sich in verschiedenen Höhen geschützte Minimumthermometer, waagrecht in angeschraubten Klemmen, und auf dem Boden liegen Isolations-thermometer sowie andere empfindliche Instrumente. Dr. Haudes Heiligtum bildet am Außenrand unserer Lagerstadt gleichsam einen Villenvorort für sich. Sein Zelt ist mit Instrumententisten angefüllt, die mit Aneroiden, Kochthermometern, Werkzeugen und allerlei wunderlichen Apparaten beladen sind. Vor dem Eingang des Zeltes ist ein Verandabach aus Segeltuch angebracht, und davor stehen andere mehr oder weniger oder gar nicht ausgepackte Instrumententisten. Die vollen Kisten enthalten ganze Sätze Ausrüstungen für jede einzelne der geplanten Stationen.

Wenn man nach Eintritt der Dunkelheit in Dr. Haudes Villenviertel gehen will und nicht genau darin Bescheid weiß, muß man vorsichtig sein. Er hat nämlich für unsere drahtlose Station zwei 10 Meter hohe Metallmasten in einer Entfernung von 40 Metern voneinander aufgestellt, und von diesen aus laufen ein bis zwei Fuß über dem Erdboden drei Metalldrähte: Fallstricke, denen man ausweichen muß. Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß wir auch eine Funkstelle besitzen, die unter v. Kaulls Leitung steht. Selbstverständlich können wir damit nicht senden. Das Mischelement an unseren Trockenbatterien ist vor allem, daß der Strom nach vier Minuten aufhört. Man muß daher Glück und schnelle Auffassungsgabe haben, wenn man Rufen, Cavite oder eine andere Station hören will. Trockenheit und Wärme sind unsere und der Batterien schlimmste Feinde.

Wenn man Dr. Haude in seinem Heiligtum aufsucht, trifft man ihn — falls er nicht gerade Instrumente abliest

oder einen Pilotballon steigen läßt — meist in Zahlen, Formeln und Tabellen vertieft, oder auch damit beschäftigt, den Herren Walz und Zimmermann, die ihm assistieren und die Ballonbahnen berechnen, Beobachtungen und Berechnungen zu diktieren. Das Innere von Dr. Haudes Zelt macht einen überaus gelehrten und „wetterfesten“ Eindruck. Er selbst ist einer der reizendsten und liebenswürdigsten Leute, die ich je getroffen habe. Er zählt nicht zu den Gelehrten, die auf ihrem Wissen liegen wie Drachen auf ihren goldenen Schätzen. Es bereitet ihm im Gegenteil Vergnügen, andern seine Forschungen zu erklären. Die Zuhörer laufen bei seinen interessanten und klaren Ausführungen Gefahr, selbst Meteorologen zu werden.

In Dr. Haudes Observatorium werden täglich zu den international vereinbarten Stunden, das heißt um 7, 2 und 9 Uhr, Beobachtungen gemacht und in jedem Standlager außerdem alle zwei Stunden Tag und Nacht hindurch. In der Nacht ist diese Arbeit den Wachen anvertraut, die von 9—1 und 1—5 Dienst tun. Sie haben vor allem die Wolkenmenge und die Windrichtung zu prüfen, denn Dr. Haude legt diesen Elementen weit größeren Wert bei als der Temperaturkurve, von deren Aussehen man sich ja auch so einen Begriff machen kann. Bei den Beobachtungsreihen, die man seinerzeit ein Jahr lang in Urga, Kalgan, Udi, Aljassutai und Urumtschi aufnahm, schenkte man den Wolken und Winden zu wenig Aufmerksamkeit; wir haben hier also eine besonders wichtige Arbeit vor uns. Für die Überwachung von Temperatur, Luftdruck und Luftfeuchtigkeit sind in unserer Wetterwarte ein Thermograph, ein Barograph und ein Hygrometrisch aufgestellt. Der Höhe, Form und Bewegungsrichtung der Wolken widmet Dr. Haude besonderes Interesse, er hat eine große Reihe ungewöhnlich schöner Aufnahmen verschiedener Wolkentypen gemacht. Die Windgeschwindigkeit wird sowohl im Lager wie auf dem Gipfel eines 26 Meter hohen Hügels gemessen, ihr Maximum lag zwischen 28 und 30 Sekundenmeter, also Windstärke II auf der Beaufortskala oder schwerer Sturm. Hier herrscht ja fast ständig Wind. Er erhebt sich um 8 Uhr morgens, nimmt bis Mittag an Stärke zu und flaut gegen 6 Uhr oder etwas später ab. In der Nacht ist es gewöhnlich völlig ruhig und klar. Fällt Regen, verdunkelt er zum allergrößten Teil, ehe er die Oberfläche erreicht. Die Niederschlagsdichte nimmt bis zur Regenzeit zu. Und wie es dann wird? Ja, darüber wissen wir nichts, und auch das ist es, neben manchem anderen, was wir wissen wollen. Dr. Haude glaubt durch seine Forschungen feststellen zu können, ob sich in Zukunft nicht etwas für die Urbarmachung und Ausnutzung des Bodens machen ließe und ob eine Aufforstung möglich wäre; dadurch würde das Land unerhört im Werte steigen. Es kann jedoch sein, daß die mongolische Steppe zu sehr durch ungünstiges Klima bedingt ist, um sich zähmen zu lassen.

Ein anderes Problem, zu dessen Lösung wir wichtige Beiträge bringen zu können hoffen, ist die Austrocknung. Innerasien geht nämlich unzweifelhaft einer Trockenperiode entgegen. Fast alle Seen sinken und nehmen an Umfang ab. Zur Klärung dieser Frage werden wir am Gashannor ausgezeichnetes Material gewinnen. Sichere Schlüsse wird man erst in Jahrzehnten fassen können. Aber durch unsere genauen Beobachtungen, die man in der Zukunft wird wiederholen müssen, um Vergleichsmaterial zu erhalten, legen wir den Grund dazu. Dr. Haude macht ferner sehr sorgfältige und seine Beobachtungen der Insolation, der Sonnenstrahlung, und der nächtlichen Ausstrahlung.

Es wird wohl — zum mindesten in Europa — keine Wetterwarte geben, die gründlichere und lückenlosere Untersuchungen über die Bewegungen des Luftmeeres vornimmt, als das aeronautische Observatorium in Lindenberg bei Berlin, wo täglich Pilotballone und Drachen in die Höhe steigen. In Deutschland lassen jetzt alle größeren Stationen und Observatorien Pilotballone aufsteigen. Schweden hat drei Stationen, Finnland eine bei Helsingfors. In China sollen bisher nur ein paar Ballonaufstiege erfolgt sein. Auch in Indien scheint man sich dieser Forschungsmethode nicht in nennenswertem Umfang zu bedienen. Ebenso bildet das ganze innere Asien in dieser Hinsicht eine riesige Terra incognita. Da kann man sich denken, was es für die Wissenschaft von den Bewegungen der Luftströmungen in Höhen bis zu 15 000 Meter und mehr bedeuten wird, durch Dr. Haudes Untersuchungen mit Pilotballonen während eines ganzen Jahres die Luftverhältnisse über Innerasien kennen zu lernen. Unsere Expedition wird der Wissenschaft nicht nur das umfangreiche Material über die Verhältnisse an der Erdoberfläche schenken, sondern gleichzeitig auch die

Kenntnis von dem Gang der Luftströmungen bis zu 15 000 Meter erweitern.

Die Pilotballone sollen uns darüber Aufschluß geben, auf welchen Bahnen der Luftaustausch zwischen dem Pol und dem Äquator über der größten Landmasse der Erde erfolgt. Sie sollen uns auch verraten, wie weit nach Asien hinein sich das veränderliche Wetter, das wir in Europa gewohnt sind, erstreckt, oder mit anderen Worten, wie weit nach Osten Europas Tief- und Hochdruckgebiete reichen. Wie weit ist Asiens jährliche Erwärmung und Abkühlung in vertikaler Richtung bemerkbar? Wie hoch hinauf gehen im Sommer die Luftströmungen, die an der Erdoberfläche vom Meer nach dem Lande und in den höheren Regionen vom Lande nach dem Meere wandern? Und wie hoch hinauf herrscht das im Winter umgekehrte Verhältnis, wenn die Luft an der Erdoberfläche entlang von dem abgekühlten Lande nach dem Meere zu strömt und oberhalb dieser Strömungen in höheren Regionen ein Austausch in entgegengesetzter Richtung stattfindet?

Es ist unsere Absicht, die Antworten auf diese und andere ähnliche Fragen zu finden. Wenn uns dies glückt, wie wir allen Anlaß haben zu hoffen, wird es möglich sein, Gesetze von unermeßlicher Bedeutung für die Zirkulation der Atmosphäre aufzustellen.

Mittleuropa, ein Jägerparadies der Urzeit.

Von Universitätsobersforster Fritz Möhrig.

Wir sind in der Lage, aus dem in Kürze bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaeon m. b. H., Potsdam erscheinenden Werk „Geschichte der deutschen Jagd“ einen interessanten Abschnitt zu veröffentlichen.

Nach den Funden, die menschliche und tierische Reste in denselben Schichten aufweisen, hat der Urmenich in einem wahren Jägerparadies gelebt. Nur die vom „zivilisierten“ Europäer noch wenig berührten Gegenden Afrikas lassen sich an Mannigfaltigkeit und Stärke des Wildes vergleichen mit dem Mittleuropa der Diluvialzeiten. In Größe übertrafen die Riesen der Vorzeit alles heute noch lebende Wild. Der Waldelefant und das Mammut waren weit stärker als ihre heute lebenden Verwandten. Der fossile Löwe überragte den heute lebenden um etwa das Dreifache. Der urige Kopfschmuck des alten Riesenhirsches wird selbst vom stärksten heutigen Alastor nicht erreicht.

Die Vorstöße des Eises, die weite Strecken Mittleuropas zeitweise in kalte Tundren oder öde Steppen verwandelten, und die Rückzüge der Eismassen, die wieder milderes Klima und zunehmende Bewaldung mit sich brachten, hatten einen fortgesetzten Wechsel der Tierwelt zur Folge. Dem öfteren sich in langen Zeiträumen wiederholenden Wechsel des Klimas vermochten sich die meisten Tiere nicht anzupassen, sie wichen in andere Gegenden, nach Süden oder nach Nordosten, aus, um wieder einzuwandern, wenn die Lebensbedingungen ihnen wieder zusagten. Andere Arten verschwanden völlig, wieder andere tauchten in veränderter Form von neuem auf.

Faßt man ohne Rücksicht auf den durch Jahrtausende sich hinziehenden Wechsel die Wildarten zusammen, die aller Wahrscheinlichkeit nach Zeitgenossen des diluvialen Menschen waren, so ergibt sich folgende stattliche Reihe:

Waldelefant, Mammut, Merksches Nashorn, wollhaariges Nashorn, Iltis, Biber, Mochusochs, Wildpferd, Riesenhirsch, Elch, Ren, Rotwild, Damwild, Reh, Wildschwein, Saigaantilope, Steinbock, Gemse, ferner Biber, Fäse, Schneehase, Fehhase, und an Raubwild: Löwe, Panther, Höhlenbär, brauner Bär, Hyäne, Wolf, Luchs, Eisfuchs, Fuchs, Dachs, Wildkatze. Nur wenige Reste von Flugwild sind erhalten. Moor- und Schneehühner sind nachgewiesen. Wahrscheinlich waren die Sümpfe bewohnt von zahlreichem Wasserwild.

Eine ganze Reihe dieser Tiere sind endgültig schon mit der Eiszeit verschwunden, ohne daß man die Gründe ihres Aussterbens mit Bestimmtheit angeben vermag. Steinmann, der schon im Tertiär jagende Menschen annimmt, glaubt, daß das gefährlichste Raubtier Mensch sie vertrieben oder ausgerottet habe. Dagegen vertreten andere Forscher, wie Prof. und Goergel, entschieden die Ansicht, daß der Mensch zur Diluvialzeit zu einer so intensiven Verfolgung niemals in der Lage gewesen ist. Es wird die Ansicht wohl die richtige sein, die annimmt, daß namentlich die großen Tiere, wie die Elefanten u. a. sich den veränderten klimatischen Verhältnissen nicht mehr haben anpassen können infolge einer bei ihnen besonders hervortretenden „Spezialisierung ihrer Organe“. Beim Höhlenbären, der als stärkstes mittleuropäisches Raubtier den Menschen und seine primitiven Waffen gewiß am wenigsten zu fürchten hatte, hat man an Zähnen und

Knochen unzweifelhafte Degenerationserscheinungen festgestellt. Eine auffallende Variabilität des Ursus spelaeus nach Größe und Schädelform, eine zunehmende Verengung der Kieferöffnung und ein Überwiegen der männlichen Individuen, wie sie in der Drachenhöhle in Steiermark in den jüngsten Schichten beobachtet wurden, deuten auf allmähliches Aussterben hin.

Von den meisten der ausgestorbenen Tiere vermögen wir uns nur sehr unklare Vorstellungen zu machen, da nur einige Skelettreste von ihnen zeugen. Das gilt z. B. vom Waldelefanten, vom Merkschen Nashorn, vom Höhlenlöwen, die schon sehr früh aus Mittleuropa verschwanden. Von dem Äußerer anderer ausgestorbener Tierarten berichteten die Nachbildungen der neupaläolithischen Menschen, die z. B. das wollhaarige Nashorn und das Mammut in Skulpturen und Zeichnungen prächtig dargestellt haben. Beide Tiere verschwanden mit der übrigen Tundrensfauna, mit dem Aufhören der Eiszeiten. Das Mammut hat möglicherweise noch lange in Sibirien gelebt. In neuester Zeit hat man dort noch völlig erhaltene Exemplare dieses Riesenelefanten gefunden, die das Eis durch Jahrtausende konserviert hatte. Die starke Decke mit dem dichten Wollhaar und dem darüber fallenden starken Gramenhaar, unterlagert von starken Fellschichten dürften seine Erlegung selbst einem mit den modernsten Waffen ausgerüsteten Jäger zu einer schwierigen Aufgabe machen.

Mit dem Ende des Diluvial stirbt auch der Riesenhirsch aus. Nach den Funden hat er in ganz Mittleuropa bis nach Italien hinunter gelebt. Am längsten hat er sich anscheinend in Rußland gehalten. Am häufigsten sind Reste des Riesenhirsches in Island ausgegraben worden. Nach einer Mitteilung in Nr. 31/1925 von „Bild und Hund“ fand man bei Datteln in Westf. ein sehr starkes Geweih des Riesenhirsches zusammen mit Resten von Mammut und wollhaarigem Nashorn. Die besten Geweihe des Riesenhirsches wogen bis 90 Pfund und zeigten eine Auslage von 3—4 Meter. Der Hirsch muß danach Bewohner der Steppenlandschaft gewesen sein, denn in Busch und Wald würde ihn das Geweih zu sehr behindert haben. Als Beutetier des Menschen findet sich der Hirsch fast gar nicht vor, das Mutterwild nur selten. In Zeiten, in denen der Kopfschmuck als Trophäe noch nicht begehrt war, mag der Jäger den Kampf mit dem trüglichen Gesellen vermieden haben.

Wie man es macht — falsch ist es immer.

Von M. Eggenberger.

Ja, ja, man hat's nicht leicht im Leben! Und wenn du etwa glaubst, daß dir keiner „beikommen“ könne, weil du immer nach bestem Wissen und Gewissen handelst, so täuschst du dich! Irgendwo und irgendwie wird dir bestimmt was am Zeuge geflickt von deinem lieben Nächsten.

Gibt jemand viel für wohlthätige Zwecke, so will er sich damit „brüsten“. Und gibt er nichts, dann ist er ein „Geizhals“!

Ist jemand arm, so „versteht er nicht zu wirtschaften und zu sparen“, wird er reich, so „weiß man nicht, ob alles ehrlich erworben ist“!

Ist jemand fromm, so nennt man ihn einen „Heuchler“. Und denkt er frei über Religion, so ist er „ein arger Sünder“!

Hat ein Mensch Herz und Gemüt, so nennt man ihn „weichlich“. Hat er beides nicht, so ist er „ein kalter Egoist“!

Ist jemand pflichttreu, so nennt man ihn „schwerfällig“. Nimmt er das Leben leicht, so ist er ein „Windhund“!

Sagt jemand unverblümt die Wahrheit, so „hat er keine Lebensart“. Kleidet er sie liebenswürdig ein, so ist er ein „Schwindler“!

Zieht jemand die Einsamkeit vor, so ist er ein „Sonderling“. Sucht er die Menschen, so ist er ein „unselbständiger Charakter“!

Hat jemand Erfolg, so ist das „Glück“. Hat er jedoch Unglück, so ist das „seine Schuld“!

Will jemand vorwärtskommen in seinem Beruf, so ist er ein „Streber“. Läßt er sich Zeit, dann fehlt es ihm an „Küßgrat“!

Ist jemand sparsam und fleißig, so „kann er nicht genug kriegen“. Macht er sich das Leben schön, dann heißt es „der hat's gut machen“.

Läßt sich einer alles gefallen, so hat er „keinen Charakter“. Wahr er seine Rechte, so ist er „empfindlich“!

Trinkt einer Alkohol, so ist er ein „Lump“. Und trinkt er keinen, so ist er ein „Schwächling“!